

Wehrproblem oder Friedensproblem

I.

Geben, da wir dies schreiben, kommt die Kunde, daß der Senat der Vereinigten Staaten den Kellogg-Pakt ratifiziert hat. Hierdurch ist berechnete Aussicht gegeben, daß auch die übrigen Staaten diesem Beispiel folgen werden. Damit geben die Volksvertretungen ihre Zustimmung zu dem Pakt, den am 27. August 1928 ihre Regierungsvertreter in Paris unterzeichnet hatten. In Artikel 1 erklären die hohen Vertragsschließenden „feierlich im Namen ihrer Völker, daß sie den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen und auf ihn als Werkzeug nationaler Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen verzichten“. In Artikel 2 vereinbaren sie, „daß die Regelung und Entscheidung aller Streitigkeiten oder Konflikte, die zwischen ihnen entstehen könnten, welcher Art oder welchen Ursprungs sie auch sein mögen, niemals anders als durch friedliche Mittel angestrebt werden soll“¹.

Nachdem man nun schon jahrelang über Frieden und Völkerversöhnung geredet hatte, ohne doch den Völkern etwas Greifbares bieten zu können, ist dieser Pakt hervorgegangen aus dem Bedürfnis führender Staaten bzw. Staatsmänner, zunächst der Vereinigten Staaten und Frankreichs, endlich etwas folgen zu lassen, das wie eine Tat aussehe. Laut nennt man diesen Pakt den Kriegssächtungspakt, still macht man aber in den Begleitschreiben den Vorbehalt des Rechtes zur kriegerischen Verteidigung gegen Angriffe oder Einfälle, und zwar hat das betreffende Volk „allein zu entscheiden, ob die Umstände es nötigen, zu seiner eigenen Verteidigung zum Krieg zu schreiten“ (Briand in seiner Antwort zum zweiten Entwurf eines Kriegssächtungspaktes, 15. Juli 1928). Doch gerade in dieser Einschränkung der Kriegssächtung liegt ein äußerst wertvolles Selbstgeständnis jener, die solche Vorbehalte machten. Geht doch daraus hervor, daß sie bisher den Krieg nicht nur zur Abwehr eines offenkundigen Einfalles für erlaubt hielten, sondern auch ganz allgemein, wie Artikel 1 es sagt, „als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle“ und „als Werkzeug nationaler Politik“ betrachteten. Hier wird endlich, was der alte preußische General Clausewitz in soldatisch-unddiplomatischer Ehrlichkeit niedergeschrieben hatte, auch von den zünftigen Diplomaten selbst anerkannt. Schon diese Ehrlichkeit, die endlich mit dem vielfach bewußt heuchlerischen Konstruieren und gegenseitigen Zuschieben der Schuld bricht, ist von weittragender Bedeutung. Möchte doch dieses Geständnis den Völkern die Augen öffnen, wozu sie bisher gebraucht wurden!

Die nächstliegende Folgerung wäre, den Begriff der Völkernotwehr klarzustellen. Im Zusammenhang mit dem ganzen Pakt kann er aber nichts

¹ „Das Abrüstungsproblem“. Von Dr. Heinz Diding. 8° (100 S.) Berlin 1928, Zentralverlag G.m.b.H. Wir entnehmen diese und die meisten der später angeführten einschlägigen Texte der sehr übersichtlichen, vollständigen, bis Juli 1928 geführten „Materialiensammlung“ Ddings. — Eine erschöpfende Behandlung dieser Fragen, die auch eine Berücksichtigung verschiedener reinpolitischer Gebiete erforderte, ist im Rahmen dieser Zeitschrift nicht möglich. Dennoch schien es angebracht, die nachstehenden Gedanken als Beitrag zur Lösung des Problems vorzulegen.

anderes bedeuten als die Notwehr im privaten Leben, und diese setzt voraus, daß der Gegner wirklich unmittelbar Leib und Leben bedroht. Sollte darunter die Notwehr im weiteren Sinne verstanden werden, so etwa, wie sie im Sinne der verschiedenen Völker Anlaß zum Weltkrieg ebot, wäre ja der ganze Pakt gegenstandslos und von vornherein nur hohle Phrase und Blendwerk. Soll der ganze Pakt Sinn haben, muß er einen Fortschritt bedeuten, und dieser Fortschritt muß zunächst darin bestehen, daß die Unterzeichner sich, wenn auch nicht im Worte, so doch der Gesinnung nach, schuldig bekennen, bisher mehr oder weniger offen Anhänger des nunmehr geächteten Kriegsbegriffes gewesen zu sein, und daß sie sich bereit erklären, was sie bisher angebetet, zu verbrennen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß der Kellog-Pakt keine juristische Bindung bedeutet, sondern den Geist der völkerrechtlichen Abmachungen von Genf, Locarno und wie sie alle heißen, zum Ausdruck bringen soll. Auf Grund einer Erkenntnis, die zugleich im dargelegten Sinne ein Bekenntnis wäre, ist er an sich berufen, den Buchstaben des Artikels 8 der Völkerbundsatzung¹ mit Geist und Leben zu erfüllen.

Aber gerade deshalb muß auf den Nachweis einer diesen Verträgen entsprechenden Geisteshaltung entscheidender Wert gelegt werden. Dieser Nachweis kann nicht durch Worte erbracht werden, er kann nur ein Tatsachennbeweis sein. Die Tatsachen aber, die wenigstens bei den meisten maßgebenden Staaten im Zusammenhang mit der Paktunterzeichnung oder unmittelbar darauf gesprochen haben, sind alles andere als ein Erweis der Abkehr von der alten Politik, der der Krieg ein zwar gefährliches und deshalb mit Umsicht zu gebrauchendes, so doch normales Mittel war. Fast alle Staaten stellten sich auf den Standpunkt, daß der Krieg nur dann geächtet sein könne, wenn sie jeden Augenblick kriegsbereit seien. Das Friedensproblem wird wieder zum Wehrproblem gestempelt: *Si vis pacem, para bellum*.

Mitten in diese Welt voll Täuschung und Selbsttäuschung, die die eine Hand zum Frieden reicht, während die andere zum Schwerte greift, fährt just zur rechten Stunde ein Leitartikel des offiziellen vatikanischen Organs, des „Osservatore Romano“: „Paradossi“². Wohl selten ist das Paradoxe, der Widersinn der Anwendung dieses alten Römerspruches auf unsere Tage schärfer und treffender aufgedeckt und zurückgewiesen worden. Klar sieht der Leiter des „Osservatore“, dessen Initial den Artikel zeichnet, die oben genannte drohende Wendung von der Friedens- zur Wehrpolitik unter dem Deckmantel der Kriegsächtung und dem Vorgeben jedes einzelnen, selbst und allein zur Kriegsächtung stark genug sein zu müssen. Mit leuchtenden Lettern stellt der „Osservatore“ an den Beginn des neuen Jahres als Jahresaufgabe für alle Friedensfreunde: Wer in Wahrheit den Krieg ächten will, muß auch die Mittel zum Kriege ächten und darf sie nicht pflegen.

¹ „Die Mitglieder des Bundes erkennen an, daß die Aufrechterhaltung des Friedens es nötig macht, die nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß herabzusetzen, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Durchführung der durch ein gemeinsames Handeln auferlegten internationalen Verpflichtungen vereinbar ist.“

² Nr. 302 vom 29. Dezember 1928.

Bei der großen Bedeutung, die diesem Aufsatz und einer sich anschließenden Ergänzung „Si vis pacem“¹ im Rahmen der ganzen päpstlichen Friedensbestrebungen besonders der letzten fünfzehn Jahre zukommt, erscheint es geboten, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, als dies kurze Hinweise und Auszüge in der Tagespresse tun konnten oder taten.

Der Artikel knüpft an eine Warnung des in Italien weit verbreiteten „Messaggero“ an, auf der Hut zu sein vor den pazifistischen Sirenen, und seine Meinung, daß heute mehr denn je das faszistische Italien sich die Mahnung altrömischer Weisheit zu eigen machen müsse: „Si vis pacem, para bellum — Wenn du Frieden willst, rüste dich zum Krieg.“ Wenn alle auf dem Grundsatz dieses alten lateinischen Spruches, schreibt der „Osservatore“, aufbauen wollten, und sie bauen leider darauf auf, hätten alle einen vorzüglichen Grund zu rüsten unter gegenseitiger Bedrohung und ständiger Steigerung dieser Bedrohung in dem dann unvermeidbaren und notwendigen Wettrüstern. Tief schwarz sieht das vatikanische Blatt die Weltlage von heute, und wir müssen wünschen, daß seine tiefsten Worte die Völker erschrocken aufhorchen lassen:

„Wir nehmen unsern Ausgang vom guten Rat, sich vor den pazifistischen Sirenen zu hüten, um zu melden, daß dieser Rat verschwendet ist.

Kriegssirenen beherrschen nunmehr unbestritten das Meer in einer trügerischen Windstille, schwanger von dumpfer Ungewißheit und Gefahr. Es gibt heute keinen einzigen so Harmlosen, der es durchfurchte, bemüht, aus dem Wehen des unsteten Windes das melodische Säuseln des Friedens zu erfassen. Alle lauschen vielmehr mit gespanntem Ohr und verhaltenem Atem auf ein ganz anderes Lied, das gestimmt ist auf den Rhythmus der Schläge und Hämmer der Eisenwerke, der Arsenale, der Waffenfabriken. Und auf derlei zu hören, erscheint allen als Gipfel der Geseitheit, Klugheit und Vorsicht.

Aber gerade weil sie alle zugleich so klug sein wollen, nehmen sie dem alten Römerspruch die Kraft, der eben nur dann gilt, wenn, wie in jenen alten Zeiten, ein einziges Volk die gesamte Macht in sich birgt und unbestritten das stärkste bleibt. Doch nicht nur in diesen völlig veränderten Zeiten, im heutigen Wettstreit mehr oder weniger gleich starker Rivalen liegt das Gefährliche jenes Sages, sondern weil, und zwar vor allem im 20. Jahrhundert, selbst derjenige, der mit der besten Absicht, den Frieden zu behüten, den Krieg vorbereitet, nicht mehr Herr seiner guten Absichten bleibt und Gefahr läuft, durch die Macht der Tatsachen vergewaltigt zu werden.

„Diese (Tatsachen) bestehen nicht nur in den Rüstungen, die nicht ins Unendliche getrieben werden können und sich selbst ein Ziel setzen, sondern noch viel mehr in dem ganzen Geist, in der suggestiven Wirkung, in der Verbohrtheit, der sie früher oder später Ausdruck geben, in den Träumen, die sie einschmeicheln und Gestalt annehmen lassen, und schließlich im Wagemut und in der Abenteuerlust, wozu sie drängen namentlich in der Stunde sozialer Krisen, eine Stunde, die schlägt, je weniger man es erwartet, und die wie ein Funke in jede Pulvermühle voll trockenen Pulvers fällt.“

Was sich jemand bei seiner Rüstung denkt, ist gleichgültig. Es genügt die Feststellung, daß die Mittel nicht fehlen, an den Krieg zu denken und in den Krieg zu ziehen. Pazifismus als Gesinnung plus Rüstung ist, mathe-

¹ Nr. 7 vom 9. Januar 1929.

matistisch ausgedrückt, nicht gleich Frieden, sondern gleich Krieg. Das ist das furchtbare und unüberwindliche Verhängnis des „Wenn du Frieden willst, rüste dich zum Krieg“. Denn der Pazifismus ist zunächst nur ein Ideal, ein ungreifbares Etwas; nicht so die Rüstung mit all den Opfern, mit der „Mentalität“, die sie unerbittlich verlangt. Sie ist das in Wahrheit positiv Gegebene und wirksam Gegenwärtige, „dauernde Versuchung und vor allem voll Hinterlist, die manchmal nur die Wahl läßt, nachzugeben“.

„Wir wollen deshalb niemandes Gedanken durchforschen; im Gegenteil, wir geben zu, daß niemand die Absicht hat, den Ruin der Welt herbeizuführen; aber wir stellen fest, daß ein jeder sich die Möglichkeit dazu verschafft. Jeder gibt sich Mühe, sich in die Gelegenheit zu setzen, das zu tun, was er nicht will, vielmehr verwünscht. Um die Welt in Ordnung zu bringen, denkt man täglich daran, sie auf den Kopf zu stellen. Man will die Friedensthese beweisen und bekräftigen durch die Hypothese des Krieges. Und schon sind wir so weit: Die These ist eine Chimäre, ist Unsinn, die Hypothese das Wahrscheinliche. Die Begriffe kehren sich in Herz und Sinn dieser Stunde um. Die These ist der Krieg; der Friede eine verworfene Hypothese. Der Friede hat Ansehen und Gestalt allein, wenn er mit Waffen maskiert und aufgipfelt ist. Die Kunst, die ihn noch darstellen wollte, mit weißem Kleide und die Friedenspalme reichend, würde für altmodisch gelten; würde mehr oder weniger geschätzt werden wie die unbeholfene Kunst der Landschaftsbilder des 12. Jahrhunderts ohne Sinn für Perspektive. Heute bildet man auf der Leinwand, in Marmor und in Gedanken den Frieden ausschließlich mit Helm und Schwert, in trotziger und angriffsfreudiger Haltung, als Symbol und authentische Personifikation des heute triumphierenden Widersinnes: *Si vis bellum, para pacem* — Wenn du Krieg willst, rüste zum Frieden.“

Dem Frieden leben, bis zu den Zähnen bewaffnet, kommt gleich der Übung franziskanischer Armut bei übergelassenen Goldtruhen, der Nächstenliebe mit einem Herzen voll Hinterhalt, der Wahrheit durch die Lüge, der Religion durch die Gotteslästerung, der Achtung des Nächsten durch üble Nachrede.“

Auf diese Weise kommen wir wieder zu jenem Militarismus, der angeblich durch die allgemeine Sicherheit nach dem letzten Kriege abgelöst wurde. Man sieht ihn noch drohender und anmaßender aus der Asche wiedererstehen, stolz über seine zynische Umschreibung des alten Mottos: *„Si vis bellum, para bellum — Wenn du Krieg willst, rüste dich zum Krieg.“* Mit andern Worten: der Militarismus hat sein Ziel wieder erreicht, das da ist des echten Mannes Hochgenuß: Die Riegel an der Kriegspforte sind gefallen. Es bedarf wiederum nur eines kleinen Anstoßes, und die Tore fliegen auf: Krieg!

Auf verschiedene Einwürfe hin fährt der „Osservatore“ unter dem 9. Januar 1929 in seinem Kampf für die Abrüstung fort. Er stellt fest, daß er nicht die einseitige Abrüstung eines einzelnen verlange; aber nachdem ein Land sich auf das andere berufe und das Wettwaffen nicht einmal nur als raube Notwendigkeit, sondern als Lehre, als System, als einziger Weg zum Frieden aufgefaßt werde, halte er es für notwendig, an drei an sich naheliegenden Sätzen festzuhalten:

„1. Die gleichzeitige Rüstung und deren unvermeidbare Steigerung führt nicht zum Frieden, sondern zum Krieg. 2. Die Rüstung für den Fort des Friedens halten und dafür ausgeben, heißt seiner selbst und anderer spotten, sich selbst und andere täuschen. 3. Ander-

seits gibt allein die gleichzeitige Abrüstung Gewähr für den Frieden auf der Grundlage eines offenkundigen Tatbestandes.“

Wenn nun auch die im Innersten auf den Krieg eingestellte Gesinnung sich anlässlich des Kellog-Paktes ganz besonders scharf äußerte, so soll dennoch dadurch das Gute, das der Kellog-Pakt selbst bieten will und in seinem unmittelbaren Wortlaut auch bietet, nicht verkannt werden. „Das Friedensgewissen“, schreibt dasselbe Blatt nach der Ratifikation des Paktes durch den Senat in Washington, „kann eine qualvolle und stürmische Geburtsstunde haben; aber einmal geboren, wird es nicht mehr sterben. Inzwischen wird es die Annahme des Paktes auch diesseits der Meere verlangen im Angesicht der Schlachtfelder, die durch das Opferblut bereitet wurden, den Samen des Friedens zu empfangen.“¹ Auch für uns muß der Kellog-Pakt Anlaß zu neuem Handeln sein; darf seine Begleiterscheinung, das harte Nebeneinander von Kriegssächtung und Kriegsrüstung, nicht Anlaß zur Entmutigung sein. Im Gegenteil, wir müssen aus dieser Erscheinung für die Friedensbewegung neue Kraft schöpfen. Ist diese Erscheinung doch ein Zeichen dafür, daß die Friedensbewegung allmählich durch Schall und Schaum der schönen Worte immer näher an den Kern des Problems, an den Lebensnerv des Krieges, heranrückt. Der Kellog-Pakt ist ein Zeichen dafür, daß heute auch die Staatsregierungen glauben, „in Frieden tun zu müssen“. Was in Worten möglich ist, ist getan: der Krieg ist in Acht und Bann erklärt. Jetzt bleibt nur noch das Handeln übrig. Dies aber hat man noch nicht gelernt. Man ächtet den Krieg. Aber man wirft die Kriegsinstrumente noch nicht gemeinsam auf einen Haufen, sondern revidiert sie aufs neue und legt sie fein säuberlich, zum sofortigen Gebrauch bereit, vor sich auf den Friedensfrühstückstisch. Zu tief stecken die Regierungen noch im Geist des gegenseitigen Mißtrauens, und angstvolle Herzen schlagen hinter der kühnen Geste der Verbannung und Achtung des Krieges. Noch können sie an die Austreibung dieses Dämons nicht glauben und fürchten, daß er mit sieben andern wiederkehre.

Wie kommen wir aus diesem Zustand gegenseitiger Angst und Furcht, gegenseitigen Mißtrauens und Argwohns heraus? Vielleicht auf dem Wege allmählicher gegenseitiger Gewöhnung, ständigen, unablässigen Betonens des tiefen innern Widerspruchs zwischen Kriegsrüstung und Friedensbereitung. Aber wer weiß, ob nicht auf diesem Weg erst noch neue bittere Lektionen, noch größeres, verheerenderes Unheil verborgen liegen? Dieser Weg ist der Weg der immer Vorsichtigen, derer, die nie etwas zu wagen haben. Es ist der Weg derer, die gerade noch so viel tun, daß sie ihre Gewissen beschwichtigen können, daß sie Gründe haben, sich von einer großen Aufgabe zurückzuziehen. Diese Kreise atmen auf, wenn sie hören, daß sie nur zur gemeinsamen Abrüstung zu verpflichten sind. Und so beeilt sich auch keiner, den ersten Schritt zu tun, ja auch nur ernstlich den gemeinsamen Schritt zu verlangen.

Diesem Weg gegenüber führt der Weg mutigen und entschlossenen Wagens, daß einer aus der Runde mit männlichem Entschluß den Ring der Furcht und Bangigkeit durchbreche, aufrecht und waffenlos vor die friedensstammelnden Schwergespanzten hintrete, um den Beweis zu erbringen, daß Wohlergehen

¹ Nr. 15 vom 18. Januar 1929.

und Weltgeltung auch ohne stetes Rüsten möglich ist. Ein solches Auftreten wird alle Beteiligten zur klaren Entscheidung zwingen, ob sie die Rüstung nur zum eigenen Schutz oder vielmehr zur Unterdrückung des Rüstungsschwachen gebrauchten, es wird ihnen, wenn all ihr Handeln nicht Lug und Trug war, in verhältnismäßig kurzer Zeit den einzigen Grund für ihr heutiges Rüsten, den der nationalen Sicherheit, nehmen und so die Türe öffnen, daß an Stelle argwöhnischer Nachbarschaft unter den Völkern der Geist gegenseitiger Verbundenheit einziehe. Wer soll der Erste sein? Wer wagt diesen befreienden Schritt? Wo ist der Hochgemute, der überzeugt ist, daß dieses Wagnis für ihn geringere Verantwortung in sich birgt, als wenn er durch sein Warten auf das Beginnen der andern mitschuld ist an der ewig schleichenden und drohend schwelenden Kriegsgefahr? Gibt es im Völkerleben neben dem Pflichtgemäßen nicht auch Tugend, Heroismus? Darf sich solche Tugend nur auswirken im blutigen Untergang oder nicht auch im Dienste des Völkerfriedens?

II.

Die Mächte, die den am 28. Juni 1919 unterzeichneten Friedensvertrag von Versailles diktierten, schienen ein ähnliches Empfinden geleitet zu haben. Damals, unmittelbar nach dem furchtbaren Weltkrieg, erschien die allgemeine Einschränkung der Rüstungen auf ein Mindestmaß als eines der vordringlichsten Gebote der Stunde. Aber auch unter den Siegern wagte keiner als erster diesem Gebote stattzugeben. So kam man auf den Ausweg, über dessen Ehrlichkeit hier nicht Gericht gehalten werden soll, das unterlegene Deutschland, „um den Anfang einer allgemeinen Beschränkung der Rüstungen aller Nationen zu ermöglichen“, zur Abrüstung in einem Umfange zu verpflichten, von dem man damals glaubte, daß er einer tatsächlichen Abrüstung gleichkomme.

Es ist durchaus verständlich, daß für weite Kreise des deutschen Volkes gerade dieser Zwang nicht das letzte Hemmnis bildet, der Aufgabe, die sich hier vor Deutschland erhebt, gerecht zu werden. Doch wäre es nicht recht, sich durch solche Erwägungen den Weg zu edelstem Führertum selbst zu verbauen. Vielleicht gegen den eigenen Willen haben die Siegermächte durch die genannte Einleitung zum fünften Teil der Friedensbedingungen Deutschland, das sie jeder führenden Rolle auf dem Gebiete äußerer Macht entheben wollten, die Pionierarbeit für die neue Völkergemeinschaft feierlich übertragen. Es liegt zunächst an Deutschland selbst, ob diese Pionierarbeit zum Frondienst herabsinkt oder sich zu neuem Führerdienst und diesmal kraft des Mandates fast der ganzen Welt erhebt. Ausdrücklich lehnen wir dabei ab den für viele zunächst verständlicheren Standpunkt, sich nur dem Zwang zu fügen, die Gesinnung aber nicht zu ändern. Dies wäre eines großen Volkes nicht würdig. Es kann sich nur darum handeln, in dem Geschick, selbst wenn es im Trauerkleid sich bietet, Fügung und Ruf zu erkennen und dann trotz Not und Zwang das als Recht und Heil Erkannte zu erstreben.

Von hier aus gesehen, kann die Stellung zum Wehrproblem nicht anders gewonnen werden als durch eine klare und unzweideutige Ablehnung des bewaffneten Friedens oder, nach dem Bilde des „Osservatore Romano“, des Friedens mit Schwert und Helm, und durch eine ebenso unzweideutige Übernahme der Führung im Ringen um den Frieden. Wesentlich hierfür er-

scheint uns die klare Ablehnung jeglichen Aufrüstungsgedankens, selbst dann und erst recht dann, wenn die freie Bestimmung hierüber wieder gegeben wäre. Zur Aufrüstung in diesem Sinne müssen wir alles das rechnen, was ernsthaften oder nur ernstgemeinten Wettbewerb mit den Rüstungsmächten bedeuten würde. Daß hierzu bei einem großen Millionenvolk auch die allgemeine Dienstpflicht gehört, erscheint selbstverständlich.

Ist dieser Grundsatz unzweifelhaft klargestellt, dann sind dagegen Fragen über die Höhe eines Heeres „zur Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb des Gebietes und als Grenzschutz“ Fragen zweiter Ordnung. Man wird über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit von Teilmaßnahmen dabei oft verschiedener Meinung sein können. Solche Meinungsverschiedenheiten bleiben ungefährlich, solange sie den gleichen richtungsgebenden Friedensführungswillen zur Grundlage haben. Sie werden die Kraft der Friedenseinstellung mindern, sobald dabei Ansichten Geltung bekommen, die der Sinnesart der übrigen Waffenmächte entnommen sind. Es kann sich in diesem Rahmen deshalb nicht darum handeln, das „wenige Mögliche voll auszunützen“, mit dem mehr oder weniger ausgesprochenen Ziel möglicher Aufrüstung, sondern lediglich, ein den offenkundigen Zwecken entsprechendes Aufgebot zu schaffen bzw. zu unterhalten. Diese Zwecke sind, von der Aufrechterhaltung der innern Ordnung und einem entsprechenden Schutz der Handelsflotte bzw. überseeischer Interessen abgesehen, Ermöglichung der Teilnahme an etwa notwendigen gemeinsamen völkerpolizeilichen Maßnahmen und ein Grenzschutz gegen irgend eine illegitime Handlung der Nachbarn, eine Art Handstreich, wie ihn offenbar auch der Friedensvertrag selbst unter mehr oder weniger stillschweigender Billigung einer Regierung zur Schaffung einer vollendeten Tatsache für möglich hält. Der Natur der Sache nach kann es sich dabei nicht um einen groß angelegten Feldzug handeln. Einem solchen Plane gegenüber käme im Falle des Versagens des Völkerbundes wohl nur der sogenannte passive Widerstand in Betracht.

Es kann der Lösung des Wehrprogramms jedoch nicht genügen, lediglich ein negatives Nichtwehrprogramm aufzustellen. So wie das Rüstungssystem seinen eigenen Geist erzeugt und von diesem wiederum befruchtet wird, muß auch das Abrüstungssystem, soll es innerlich wahrhaft und damit wirksam sein, sich seinen eigenen Geist schaffen. Dieser Geist wird sich zunächst darin äußern, welche Symbole der Staat zu seiner Repräsentation wählt. Allmählich müssen die Völker daran gewöhnt werden, Wert und Macht des einzelnen Staates nicht so nach militärischem Aufgebot und glänzenden Uniformen zu schätzen, wie nach der natürlichen Volkskraft und der kulturellen und wirtschaftlichen Höhe eines Volkes. Es ist ja an sich schon ein recht merkwürdiger Gedanke, einem andern den eigenen Wert dadurch zu zeigen, daß man ihm all die Waffen vorführt, mit denen man ihn unter Umständen auch umbringen könnte. Diese auf das Motto: „Und willst du nicht mein Bruder sein“, gestimmte Art der Selbstempfehlung paßt zwar völlig zu dem andern Motto: „Willst du Frieden, rüste dich zum Krieg“, aber sie kann ebensowenig wie dieses Grundlage dauerhafter Völkerverbündung sein. Soll der Staat sich nicht durch seine Wehrmacht äußerlich darstellen, so muß er andere Ausdrucksmittel für seine Größe und Bedeutung finden: Früchte der

Arbeit, des Schaffens des Geistes, Zeichen der Einigkeit und jungen Kraft des Volkes.

Ähnlich genügt es nicht, daß ein Staat lediglich den andern, weil wehrlos, als ungefährlich erscheint. Er muß vielmehr bestrebt sein, sich statt dessen als unentbehrlich für das Zusammenleben der Völker zu erweisen. Je mehr ihm dies gelingt, um so größer wird sein Einfluß und seine Macht sein. Freilich ist dies dann eine Macht, die nicht aus dem Tod oder der Todesgefahr der andern Völker ihre Kraft zieht, sondern aus deren Leben und fortschreitendem Gedeihen. Geistige und wirtschaftliche Bande müssen eine solche Weltverflochtenheit unter den einzelnen Staaten herstellen, daß jeder Riß zwischen den Völkern einen schmerzlichen Schnitt ins Lebendige bedeutet, gegen den sich der gesunde Organismus mit aller Macht sträubt. Auch auf diesem Wege werden die natürlichen Unterschiede großer und kleiner Völker, regsamer, unternehmungslustiger und müde-zufriedener, ihren naturgegebenen Ausdruck finden. Mit andern Worten, die persönlichen und sachlichen Kräfte, die bisher für den Dienst der Zerstörung bereitgehalten wurden, müssen zu Kräften völkerverbindenden Aufbaues umgeschmiedet werden. Mit Genugtuung darf man sagen, daß das deutsche Volk nach dem Kriege auf diesem Wege bereits ein gutes Stück vorwärts geschritten ist und so nicht zuletzt bei den Völkern, die es eben niedergeworfen hatten, auf friedlichem Wege neues, und zwar nicht minderes, Ansehen als einst durch die Waffen von Jahr zu Jahr steigend wiedergewinnt.

Die geistige Arbeit an der Lösung des Wehrproblems auf dem Wege der Überleitung der Volkskräfte, nicht zuletzt eines berechtigten Nationalstolzes vom Waffendienst und der Kriegsrüstung zur Arbeit im Dienste des kulturellen und wirtschaftlichen Aufstiegs, der Erhöhung des eigenen Volkswertes im Rate der übrigen Völker, erfordert ferner als Grundlage die Durchdringung der gesamten Jugend der z i e h u n g mit den entsprechenden Grundsätzen. Hier gilt es vor allem, jenen Geist zurückzudrängen, der fast naturnotwendig durch das System der Kriegsrüstung und steten Kriegsbereitschaft erzeugt wird. In seiner Friedenspredigt am Silbestertag 1928 hat gerade hierfür Kardinal Faulhaber von München eingehende Weisung gegeben: „Unser Erziehungswesen wird sich mehr und mehr auf den Friedensgedanken umstellen. Die Kleinen werden nicht mehr so viel Soldaten spielen. Der Geschichtsunterricht wird nicht mehr den Eindruck machen, als ob die Weltgeschichte nichts als Kriege und Schlachten der Feldherren kenne. In den Wohnungen werden mehr und mehr die alten Schlachtenbilder verschwinden. Mit der Zeit werden die waffenklirrenden geschmacklosen Kriegslieder durch neue friedliche Volkslieder abgelöst.“

Aber zugleich soll auch in der Jugenderziehung das Wehrprogramm nicht abgeschafft werden, ohne durch ein neues Kraftprogramm ersetzt zu werden. Der Kardinal fährt deshalb fort: „Ein Großteil der Jugend ist vom Friedensgedanken stark erfaßt. Diese Jugend weiß: es gibt auch ein Schwert des Geistes, es gibt auch ein Heldentum der Keuschheit, es gibt auch moralische Kämpfe und Siege. Ihr habt gehört: Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben. Ich aber sage euch: Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu leben. Die heilige Flamme glüht nicht nur, wenn

Schwerter geschmiedet werden, sie glüht auch, wenn Schwerter in Pflugscharen und Werkzeuge der Kultur umgearbeitet werden.“ Das Erziehungsziel des Kirchenfürsten, der Jugend den Wert zu erschließen, für ihr Vaterland leben zu dürfen, trägt in sich ein äußerst reiches und fruchtbares Erziehungsprogramm. Der Kardinal gründet es auf das vierte Gebot gegenüber dem Vaterland, also auf die Pflichten gegenüber dem Mutterboden der Heimat, den Brüdern und Schwestern des eigenen Volkes. Leben heißt nicht nur einmal in einem Augenblick flammender Begeisterung oder dumpfer Pflichterfüllung sein Leben aufs Spiel setzen und wegschenken, sondern immer wieder in erneuter Arbeit es einsetzen und täglich seinem Volke schenken.

Hierfür die Jugend des Volkes zu erziehen, ist gewiß nicht leichter, als die Erziehung zum Waffendienst einst war. Diese Erziehung wird aber nicht minder die großen und starken Kräfte wecken können, die in vielen jungen Seelen schlafen. Kühnheit und Wagemut, selbst in der Steigerung bis zum Heldentum, finden Gelegenheit genug schon in Werken des Alltags. Es zeigt die ganze Volksferne mancher vermeintlicher Volksbildner, wenn sie glauben, daß zur Erweckung und Erweisung persönlichen Mutes, wie Mensur und Duell im kleinen, so Kriegsrüstung und Krieg im großen nötig sei. Sie wissen selbst nicht, wie armselig sie manchem Mann der Arbeit vorkommen müssen, der jeden Morgen sein Leben oder doch seine Glieder erneut im Dienste des Volkes zu Markte trägt. Diese Männer werden verstehen, welche Größe das Wort in sich schließt: Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu leben.

Es ist wohl keine Überhebung, wenn wir glauben, daß gerade das deutsche Volk nicht nur durch hartes Kriegsgeschick, sondern auch dank seiner unbestritten reichen Gaben an Geistes- und Schaffenskraft zum Vorkämpfer solch einer Lösung des Wehrproblems unter den ersten berufen ist. Ungezwollt erkennt dies sogar das „Mandat“ der sogenannten Siegerstaaten an¹. Soll das Deutsche Reich auch kein Mandat haben gleich andern Völkern, noch wenig kultivierten Volksstämmen die Fülle europäischer Kultur zu bringen, so hat es hier ein Mandat an die europäischen Völker selbst erhalten, sie zu befreien von der Unkultur und Barbarei des Krieges.

Für dieses Mandat an Deutschland spricht auch der glückliche Umstand, daß das deutsche Volk vor mehr denn fünfzig Jahren im eigenen Familienkreis bereits eine Probe materieller und geistiger Abrüstung von vollem Erfolg gegeben hat. Nach dem Bruderkrieg von 1866 trat, wenn auch nicht im ersten Augenblick, so doch im Laufe der Jahre, tatsächlich eine so vollständige geistige Abrüstung zwischen dem deutschen Norden und Süden ein, daß ein neuer Krieg unter den Bruderstämmen für das Volksempfinden wohl unerträglich wäre. Dies wurde aber nur dadurch ermöglicht, daß auch die Kabinette und Generalstäbe sich ganz auf den Gedanken der Freundschaft und Brüderlichkeit einstellten. Die gegenseitigen Grenzen wurden nicht durch neue Befestigungen geschützt oder besser gesperrt, im Gegenteil, vorhandene wurden aufgelassen oder der Veraltung preisgegeben. Dafür bemühte man sich ehrlich,

¹ Heißt es doch selbst in der Mantelnote zum Versailler Vertrag: „Nachdem Deutschland den Weg gezeigt haben wird, werden die alliierten und assoziierten Mächte in voller Sicherheit den gleichen Weg gehen.“

die in Jahrhunderten von Bruderkriegen zerrissenen Bande wiederherzustellen, und heute stehen wir vor einer Einigkeit der deutschen Stämme, wie sie selbst die glücklichsten Zeiten deutscher Geschichte kaum gekannt haben und wie sie deshalb alte Zeugen des historischen deutschen Haders jenseits der Volksgrenzen kaum zu fassen vermögen. Wenn so trotz der Schrecken eines Dreißig- und Siebenjährigen Krieges, ja des Bruderkrieges von 1866, also schon auf der Höhe neuzeitlicher Kultur, dem deutschen Volke möglich war, an Stelle des Bruderhasses und Argwohns wieder Bruderliebe und Vertrauen in den eigenen Reihen zu pflanzen, soll das deutsche Volk das Verständnis dafür nicht auch andern Völkern aufschließen können? Die Entwicklung des Deutschen Reiches aus dem Chaos der napoleonischen Zeit mit seinem Rheinbund über den Deutschen Bund, der, lediglich ein Vertragsbund, noch Raum bot für den Krieg 1866, zur Schicksalsgemeinschaft des Deutschen Reiches und zum engsten Bruderbund mit dem deutschen Österreich soll beispielgebend sein für die Weiterentwicklung des Zusammenlebens der Völker. Der Weg muß auch hier führen aus dem Chaos des Weltkriegs über den Vertragsbund der Staaten von heute zur Völkergemeinschaft.

Ein Wehrprogramm, das in Wahrheit den Frieden bereitet, muß deshalb das klare Ziel haben, die Grenze nicht bloß durch einen Rückfall zu dem alten Rüstungswahn nicht zu überhöhen und dadurch in Wahrheit erneut zu gefährden; es muß vielmehr bestrebt sein, die Grenzen zu schützen eben durch die Weckung solchen Brudersinns. Dies ist aber nur möglich, wenn die Wehrpolitik eines Volkes jedes berechtigte Mißtrauen in die Ehrlichkeit der eigenen Absichten ausschließt. Wer ein solches Wehrprogramm aufstellen will, muß deshalb die Idee des isolierten Nationalstaates in sich selbst überwunden haben. Ebenso freilich muß er überzeugt sein von den naturgegebenen Lebensrechten der einzelnen kulturellen, wie entsprechend der staatlichen Gemeinschaften. Ansätze zu dieser Entwicklung finden wir gerade seit Ende des Weltkrieges in dem sich allmählich bildenden Rechte der Minderheiten. Wir sehen darin ein Sich-zurück-befinnen auf natürliche Grundrechte eines Stammes oder Volkes, die durch die positive Gesetzgebung wohl vergewaltigt, aber nicht beseitigt werden konnten.

Von der freiwilligen, nicht durch äußere Macht erzwungenen Anerkennung der gegenseitigen Grundrechte aus muß dann der Weg vom Bund zum Bruderbund, d. h. dem Bewußtsein der natürlichen Blutsgemeinschaft, schreiten. Es ist diese Entwicklung weder die Entwicklung zum reinen Föderalismus noch zu einem unitarischen Zentralismus, es ist vielmehr die Entwicklung zu einem organischen, d. h. lebenswahren Aufbau der Völkergemeinschaft. Bis zu einem gewissen Grade bietet dafür auf ihrem Gebiet die Kirche selbst eine Parallele. Obschon kaum eine straffere Zusammenfassung der Gewalt als in dem Primat des Papstes denkbar ist, so ist doch die Gewalt eines jeden Bischofs nicht minder eigenen göttlichen Rechtes. Es können wohl in einzelnen Befugnissen Verschiebungen eintreten, in ihrem Wesen bleiben sie unantastbar. Auf ähnliche Weise ist auch der ganze Bau der Kirche als Corpus Christi mit seiner Einheit und doch der jedem Gliede gegebenen Eigenheit ein Vorbild für das Einheitsstreben der Völker und Staaten.

Von hier gewinnen wir auch die Grundlage, von der aus ein Benedikt XV. die Völker gegen den Krieg aufrief und die Abrüstung begründete. Schon in seinem ersten Rundschreiben vom 1. November 1914 klagt der Friedenspapst: „Wer sollte glauben, daß diejenigen, die man so sehr gegeneinander erbittert sieht, Kinder eines gemeinsamen Stammvaters, Träger derselben Natur, Glieder derselben menschlichen Gesellschaft sind? Wer sollte Brüder in ihnen erkennen, die den einen Vater im Himmel haben?“¹ In seiner großen Friedensenzzyklika „Pacem Dei Munus“² vom 23. Mai 1920 aber zeichnet er selbst ganz klar den Schritt vom Bund zur Familie: „So ist es also zu wünschen, ehrwürdige Brüder, daß nach Wiederherstellung der Dinge und Wiederaufrichtung der Ordnung der Gerechtigkeit und Liebe alle Völker hüben und drüben allen Argwohn unterdrücken und gleichsam zu einer Gesellschaft oder vielmehr zu einer Art Familie zusammenwachsen sowohl zur Verteidigung der Freiheit eines jeden als auch zur Erhaltung der Ordnung der menschlichen Gesellschaft.“ Erster Grund aber, diese Rückkehr zum Gedanken der Familie zu verlangen, ist ihm: „Eine solche Vereinigung der Völker zu schließen, dazu mahnt, um vieles andere zu übergehen, die ganz allgemein erkannte Notwendigkeit, daß man sich alle Mühe gebe, damit unter Abgang oder Verminderung der militärischen Lasten, deren ungeheuern Druck die Staaten nicht mehr ertragen können, künftig solch verhängnisvolle Kriege gar nicht mehr entstehen oder doch ihre Gefahr soweit als möglich abgewendet werde und einem jeden Volk mit freier Selbständigkeit die Unversehrtheit seines mit gerechten Grenzen umgebenen Gebietes erhalten bleibe.“

Und wiederum betont Benedikt XV. den Wert dieses Brudersinnes, den die Kirche den Völkern lehrt. Zunächst schildert er mit Augustinus, wie die Kirche zur Einheit ruft und doch jede Volkseigenheit schützt: „Während diese himmlische Stadt auf der (fremden) Erde weilt, beruft sie aus allen Völkern Bürger und sammelt aus allen Sprachen eine Vereinigung von Fremdländern, ohne sich darum zu kümmern, was immer in den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen verschieden ist, durch welche der irdische Friede geschaffen und erhalten wird, ohne etwas bei ihnen zu vernichten oder zu zerstören, ja vielmehr erhaltend und sich dem anschließend, was in den verschiedenen Völkern zwar verschieden ist, aber doch zu einem und demselben Ziele des irdischen Friedens hinstrebt, wenn es die Religion, in der die Verehrung des einen wahren und höchsten Gottes gelehrt wird, nicht hindert.“ Daran anschließend redet er mit Augustinus die Kirche also an: „Du verbindest die Bürger mit Bürgern, Völker mit Völkern und kurzum die Menschen durch Erinnerung an die ersten Stammeltern nicht nur zur Gesellschaft, sondern auch zu einer Art Bruderschaft.“

Nach diesen Ausführungen, aus denen hervorgeht, wie eng für Benedikt XV. diese hohen Gedanken mit dem Wehrproblem zusammenhängen, wird man nicht mehr sagen, was hat der Gedanke der Bruderschaft in den Stammeltern und in Christus mit einem Wehrprogramm zu tun. Nur der wird ein Wehr-

¹ Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Benedikt XV. vom 1. November 1914: „Ad beatissimi Apostolorum Principis“. gr. 8° (41 S.) Freiburg i. Br. 1915, Herder.

² Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Benedikt XV. über „Die Wiederherstellung des Friedens unter den Völkern“. gr. 8° (26 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder.

programm aufstellen können, das in Wahrheit schirmt und schützt, der sich diese Gedanken Benedikts XV. vor Augen hält und alles meidet, was sie niedertreten könnte.

So ist durch eine Fügung, wenn auch auf bitterem Wege, dem deutschen Volk eine große Mission zugefallen. Gerade durch die zentrale Lage, fast ungeschützt mitten im Herzen Europas, wird es den Erweis nationaler Geltung ungeachtet vollendeter Abrüstung am klarsten erbringen können. Es wird den andern Völkern, die in günstigerer Lage sind, jeder Einwand fehlen, seinem Beispiel zu folgen, wollen sie nicht selbst gegen den Geist ihrer eigenen Verträge handeln.

Ein solches Bemühen, eine derartige Initiative auf dem Wege zum Frieden durch Abrüstung findet nun, um zu diesem Gedanken zurückzukehren, im Kellogg-Pakt und seiner Achtung des Krieges eine klare, von den mächtigsten Staaten weit über den Völkerbund hinaus anerkannte Basis, um von da aus nicht nur auf entscheidende Worte, sondern auch Taten unermüdlich zu dringen. Durch den Pakt erhält unsere Forderung, die bisher lediglich als frommer Wunsch erscheinen konnte, Heimatrecht auf dem Gebiete der Politik. Von hier aus können wir wiederum mit dem in seinen Forderungen unermüdlichen „Osservatore Romano“¹ die unerbittlichen Sätze aufstellen:

„Einziges Friedensgesetz die Abrüstung, einziges Kriegsgesetz die Rüstung. Man muß entschlossen sein und wählen. Man soll sagen, ob man den Frieden will und an den Frieden glaubt, oder aber nicht mehr davon reden, um zu erklären, daß man statt dessen an den Krieg glaubt und somit schließlich, daß man den Krieg will.“

Man muß offenherzig die Welt vor die Wahrheit stellen, so wie sie ist. Man darf Gewissen und Urteil davon nicht ablenken durch Kompromisse zwischen Pakt und Rüstung, zwischen angeblicher Theorie und vorgeschügter Wirklichkeit, zwischen gleichzeitiger Versicherung frommer Wünsche und harter Notwendigkeit, was alles nur den Krieg mit einem frommen Friedensmäntelchen bedeckt.“

Aber auch diese so klaren und klärenden Sätze müssen in Taten ausmünden. Darum noch einmal: Was wir brauchen, sind nicht Friedensworte, sondern Friedenstaten: Si vis pacem, para pacem! Willst du Frieden, rüste Frieden!

Constantin Koppel S. J.

¹ Nr. 27 vom 1. Februar 1929 „Auf den Spuren des Kellogg-Paktes“.